



Schriftsteller Kühn
Erkundung eines wilden Gesellen

Leben und Poesie im Detail zu beobachten, und das Volumen seines Werks mehrte sich heftig zufolge des spezifischen Verfahrens: Materialien der Werkerarbeitung werden als Teil in das Werk eingefügt, werden zum Werk selbst, und hat man das vermerkt, erinnert man sich des Themas von Kühns Doktorarbeit: Robert Musil.

Ein literarischer Ingenieur ist hier zu beobachten, und Werkstatt und Gerät erreichen nahezu das Volumen des mit ihrer Hilfe zu erstellenden Produkts. Was Kühns Sprache in hohem Maße auszeichnet: Straffung, Disziplin, Verhaltenheit, das hätte, auf die auswuchernden Dimensionen des Ganzen angewandt, ihm Handlichkeit und damit ein höheres Maß an Wirkung gegeben. Das Weitwinkel-Objektiv bringt zwar vieles, aber es verwirrt auch, denn es ignoriert das organische Maß.

So bleibt vor allem das Gefühl des Respekts vor dieser Biographie, die in der Tat vor allem Biographie ist, eingebettet in einen persönlichen Rechenschaftsbericht. Literatur also, gewiß auch Neues bringend, nicht aber neue Literatur. Will sagen, Kühn hat nicht die Absicht, mit dem spezifischen Mittel der Sprache einen bisher nicht geleisteten Erkenntnisvorgang, Erweiterung des Bewußtseins anzustreben. Sondern er vollzieht die höchst honorierte Leistung des Historikers: Er trägt Material vor und deutet es.

Daß Geschichtsschreibung ein literarisches Genre ist, wissen wir nicht erst — aber wieder — durch Golo Mann. Kühn steht in dieser Tradition, und die Germanisten und Historiker sind zu beneiden, die künftig dank seinem „Wolkenstein“ ein großes Lehrbuch vom späten Mittelalter haben werden. Denn es hat Gelehrsamkeit die Fülle und bezeugt zudem, daß Fülle nicht allemal gleich Gelehrsamkeit ist.

bleibt schließlich die große Frage: Bezeugt ein Buch wie dieses ein neuerwachendes geschichtliches Bewußtsein? Bestätigt, beweist es im Verein mit anderen, parallel zu sehenden Ereignissen, daß Geschichte wieder ein gegenwärtiges Problem ist?

Man erinnert sich: Die große Kulturrevolution, die im Aufstand der Studenten 1967 ff. manifest wurde, predigte Ideologie und erschaute Zukunft. Die Gegenwart offenbarte sich nur unter dem Aspekt ihrer dringlichen Verbesserungsbedürftigkeit; die Vergangenheit (oder Geschichte) nur unter dem ihres Versagens, ihrer Fehler, ihrer Unmenschlichkeit. Der Mensch ist Basis und Überbau, aber ohne Unterbau, der geschichtslose Mensch. Erbe als Last, Tradition als Muff.

Das ging nicht an, sehr bald zeigte sich, daß der Mensch (unter anderem) das Wesen ist, das Information will über sein Herkommen, damit es sein Auskommen habe; das versteht, was ist und werden kann aus dem Versuch, das, was war, zu verstehen.

Solche Erkenntnis, mag sein, ist inzwischen wieder auf dem Wege ins Bewußtsein, ins altmodische Bildungsbewußtsein. Ob sie indessen sich vital ausdrückt in dem Zustrom zu Kunst- und Geschichts-Ausstellungen, ob sie sich bezeugt in der Beliebtheit historischer Biographien, ob sie sich niederschlägt in Rühmkorfs „Walther“-Buch, in Torbergs Roman über den spruchdichten Juden Süßkind, in dem Respekt vor der Monumentalität Barbarossas, der magicumwitterten *maiestas* seines Enkels Friedrich II., ob Bauernkrieg-Gedenken und Walsers „Sauspiel“ in der Tat Stufen sind hin zu einem fortschreitenden Geschichtsbewußtsein, in das also auch Kühns „Wolkenstein“ einzubauen wäre: Das wird man bezweifeln.

Denn allzu deutlich fehlt solcher Neugier von Museumsbesuchern und Romanlesern jenes strikte Engagement, das man „existentiell“ nennen würde. Es geht, scheint es, eher um eskapistische Übungen, heraus aus Umwelt-Ruinen, aus gesellschaftlichen Misere, aus dem Gift von Wasser und Milch, dem Bazillenflor der Air-Condition. Es geht also ehestens um unverbindliche Unterhaltung, um des Lebens Buntheit als Breitwand-Vorführung, um Fluchtpunkte in Fluchtburgen.

So betrachtete man sich wohl auch die Stuttgarter Stauer, und diese 700 000 Menschen, sie werden kaum bemerkt haben, daß sie in der Absicht geladen waren, durch erneuertes Geschichtsbewußtsein neues Staatsbewußtsein zu erfahren. Denn dessen bedarf der Staat, um zu bestehen. Freilich ist es nicht nur seine Aufgabe, mangelndes Traditionsgefühl zu rügen, sondern auch das Entstehen eines falschen Traditionsgefühls zu verhindern.

MUSIK

Schwindel in D

Mozarts erstes Violinkonzert ist nicht von Mozart.

Manche Wissenschaftler hielten das Werk schon immer für eine Fälschung, andere durchaus für echten Mozart. Auf Schallplatten wurde es schlicht als Mozart-Opus verkauft, in Musik-Lexiken wird seine Authentizität als „zweifelhaft“ bezeichnet.

Mit solcher Ungewißheit, sie hielt sich fast ein halbes Jahrhundert, ist es nun vorbei: Mozarts erstes Violinkonzert, Köchel-Verzeichnis Anhang 294a D-Dur, ist nicht von Mozart, sondern von Marius Casadesus — der französische Geiger hat es jetzt, im Alter von 84 Jahren, eingestanden.

Casadesus hatte das Konzert nach Mozart-Fragmenten als ein, wie er heute sagt, „Mozart-Pastiche“ arrangiert und 1931 erstaufgeführt. Als „Adélaïde-Konzert“, angeblich 1766 vom zehnjährigen Wolfgang Amadeus in Versailles komponiert und einer Bourbonnen-Prinzessin gewidmet, wurde das Schwindelstück berühmt und, vor allem dank einer Aufnahme mit Yehudi Menuhin 1934, ein Platten-Hit.

Die Echtheitsfrage konnte von Musikforschern nicht definitiv geklärt werden: Mozarts Notenhandschrift, so hieß es immer, sei im Besitz eines Privatsammlers, der anonym bleiben wollte und jeden Einblick in die Originalnoten verweigerte.

Daß Casadesus sein so lange bewahrtes Geheimnis doch noch lüftete, hat einen eher unmusikalischen Grund: Der Künstler hatte für seine „Adélaïde“-Manipulation stets Tantiemen be-



Musiker Casadesus
Enthüllung eines alten Geigers

zogen — offiziell ausgewiesen als Honorar für „Orchestrierung“ des Mozart-Originals. Als unlängst die Firma Pathé-Marconi EMI ein „Adélaïde“-Remake herausbrachte, ohne auf dem Plattencover den Namen Casadesus zu vermerken, verklagte dieser die Firma und bekannte sich zugleich als der wahre Urheber des „apokryphen Werks“.

Pathé-Chef Bonnet: „Er wollte wohl bei dieser Gelegenheit endlich doch für seinen Nachruhm sorgen.“

Daß er überhaupt geschwindelt hat, erklärt der alte Geiger so: Das Konzert sei damals, vor 46 Jahren, „mit einstimmigem Lob“ aufgenommen worden, er sei „ein Gefangener seines Erfolgs“ gewesen und habe „nicht den Mut gehabt, das Geheimnis aufzudecken.“ Casadesus: „Ich dachte, daß viele meiner Freunde lächerlich dastehen würden, wenn sie zugeben müßten, ein falsches Werk gepriesen zu haben.“

ARCHÄOLOGIE

Blutstein im Grab

Auf einem Maisfeld am Illinois-Fluß wurde die reichhaltigste Fundgrube für Relikte der archaischen Indianer erschlossen.

Seit er als Junge einmal eine indianische Pfeilspitze auffas, hat US-Farmer Harlan Alec Helton vorgeschichtliche Relikte gesammelt. Aber was er dann auf einem Maisfeld seines Nachbarn Theodore Koster in Greene County (Illinois) entdeckte, war zuviel für den Amateur.

„Alec hat mich mit seinem Fund so genervt, daß ich eines Nachmittags im Jahre 1968 mit ihm loszog“, erinnert sich Archäologie-Professor Stuart Struever. „Wir gingen durch den Mais auf Koster's Farm, und tatsächlich lagen überall Scherben.“

Die Töpferware konnte der Experte von der Northwestern University leicht bestimmen: Jersey Bluff Indian, aus der Zeit zwischen 800 und 1000 nach Christus.

Zudem schien das Gelände als Siedlungsplatz günstig. Es liegt in einem fruchtbaren Seitental des Illinois-Flusses mit eigenem Bach und ist von Steilhängen gegen Wind und Unwetter geschützt. Deshalb entschloß sich Struever zu einer Probegrabung.

Die Löcher in dem entlegenen Acker 45 Meilen nördlich von St. Louis erwiesen sich als die wohl reichhaltigsten Fundgruben für die Prähistorie Nordamerikas. Jüngst begann dort bereits die neunte archäologische Kampagne — mittlerweile in einem hektar-großen Tagebau — für indianische Hinterlassenschaften.

„Wir nennen es unsere Fossilien-Schichttorte“, erläutert Struever: Wann

immer die Forscher eine Lage fruchtigen Humus abgetragen hatten und teilweise den unberührten Boden darunter anbohrten, stießen sie auf weitere Lebensspuren.

Angespülter Löß hat jeweils die Artefakte fast so erhalten, wie sie verlassen worden waren — Feuerstellen und Hüttengrundrisse, Werkzeug, Küchenabfälle und Gräber.

Gleichsam Stufe um Stufe konnten die Wissenschaftler in der Entwicklung des archaischen Amerika zurückklettern (siehe Graphik). Den vorerst letzten, den 15. Fundhorizont in über 13 Meter Tiefe datierten sie auf ein Alter von mehr als neun Jahrtausenden.

Zwar sind anderwärts, in New Mexico, Colorado und Arizona, noch frühere Zeugnisse der Ur-Indianer entdeckt worden. Doch besser als irgendwo

lang benutzt worden. Daneben fanden die Forscher granitene Mahlsteine, Ahlen und Nadeln aus Horn, wie sie zum Nähen von Lederkleidung und zum Korbflechten gebraucht werden, und Bodenverfärbungen, die typisch für vermoderte Pfosten sind — Anzeichen für den Bau von Schutzhütten.

Auf feste Riten dieser Kulturstufe lassen die Gräber schließen. Die Toten wurden in offenen Gruben in gekrümmter Haltung beigesetzt und erst nach der Verwesung mit Kalksteinplatten oder Holzbohlen bedeckt.

Beigaben wie eine Steinklinge oder eine Schale aus einem Schildkrötenpanzer zeugen von Vorsorge für das Jenseits. Die Gebeine eines anderthalbjährigen Kindes waren — frühestes Beispiel dieser Zeremonie — mit rostrottem Blutsteinpulver bestreut.



Pfeilspitzen-Fund auf Koster's Farm: Die Ur-Indianer aßen Bouillabaisse

sonst ließen sich die Existenzbedingungen der Menschen, die auf dem Subkontinent nach dem Ende der Eiszeit von der übrigen Welt abgeschnitten waren, aus der Schichtenfolge unter Koster's Farm erschließen.

Das Leben der ersten Amerikaner „galt allgemein als kurz, gefährlich und schwierig“, erklärt Struever. Doch diese Vorstellung von rastlos jagenden Wilden erwies sich nun als falsch — „unsere Ureinwohner waren ziemlich weit entwickelte Leute, die ihre Umwelt gut zu nutzen verstanden“.

Auf dem erst teilweise freigelegten Horizont 11 aus einer Epoche vor 8500 Jahren, berichtet Struever in der Fachzeitschrift „Archaeology“, häufen sich bereits die Indizien für zumindest zeitweilige Sesshaftigkeit.

Stellenweise liegt dort der steinzeitliche Müll fußhoch. Die Feuergruben, in denen Wild und Flußmuscheln zubereitet wurden, sind sorgsam mit Steinen ausgelegt und augenscheinlich jahre-

Sogar Hunde haben die Menschen der Fundschicht 11 beerdigt. Daß für die offenbar zahmen und mutmaßlich zur Jagd abgerichteten Tiere Totenfeiern abgehalten wurden, bezeugen Häufchen von Holzkohle.

Ein Rätsel ist noch, weshalb die Gemeinschaft der Sammler, Fischer und Jäger das Tal wieder verließ. Struever vermutet, daß sie zwar nicht mehr ein Nomadenleben führten, aber immer dann ein Stück weiterzogen, wenn ihnen die Abfälle zu lästig wurden oder das Feuerholz in der näheren Umgebung ausging.

Sicher ist, daß Menschen der gleichen Kulturstufe die Flußterrasse immer wieder aufsuchten. Manchmal kampierten sie nur kurze Zeit; einige der Fundhorizonte zwischen den Schichten von Löß, die beständig abgelagert wurden, sind kaum wahrnehmbar.

Dann wieder siedelten dort wohl ganze Generationen. Horizont 6 etwa